

Nr. 44. Bromberg, den 22. Februar 1929.



Hannjörg hüstelte in die Serviette und sagte:

„Hör auf, Sohr, sonst verschluck ich mich. Ich kann das nicht hören.“

Da klopfte Sophi ans Glas.

Ein Mädchen wollte reden?! Das war ungewohnt. Alle sahen auf.

Claus räusperte sich und der alte Liebetrau sagte: „Na nu?“

Sophi machte eine abwehrende Bewegung.

„Ihr habt ja keinen Mumm“, warf sie hin. Rasch stand sie auf.

„Verehrte Anwesende“, begann sie. „Ich glaube in Ihrer aller Namen zu handeln, wenn ich Familie Sohr innigen Dank sage, für das schöne Fest, das sie uns bereitet hat. Ich entledige mich dieser angenehmen Pflicht.“

Sie verneigte sich vor den Gastgebern, dann wendete sie sich wieder an alle:

„Sie sollen fröhlich sein mit den Fröhlichen das ist der Zweck dieses Festes. Sie sollen aber nicht nur essen und trinken, sondern sollen überdies auch noch etwas mit nach Hause nehmen. Keine Messerbänkchen oder silberne Löffel! Das meine ich nicht und das ist ja auch selbstverständlich. Aber gute Anregungen aus Herrn Sohrs Rede, die sollen Sie mitnehmen. Nicht zum Vergessen, sondern zur Beherzigung und zum Wahrmachen. — Damit sie nun an diese Anregungen immer wieder erinnert werden, ist dort eine Tombola aufgestellt, die reiche Gewinne enthält. Keine Nieten! Also risikolos ist. Sie werden gewinnen und diese Gewinne sollen Sie in Ihrem Heim sichtbar aufstellen, eben zum Zwecke des Erinnerns. — Die Gewinne haben mein Bruder Heinz und ich aus unseren Sparpfennigen gestiftet. Der Erlös soll zu einer Weihnachtsbescherung für arme Kinder Verwendung finden. Ich hoffe deshalb, daß Mitleid, Interessiertsein — neugierig sind wir ja alle nicht — und Dankbarkeit gegenüber den Gastgebern zur Freude der Armen Triumphe feiern. Das hoffe ich nicht nur, das erwarte ich auf das bestimmteste. Also ans Werk, denn, meine Damen und Herren! — Dem Gelingen weihe ich mein Glas!“

Die Worte taten ihre Wirkung. Es war kein Miesmacher unter den Gästen.

Sophis Erwartungen wurden übertroffen. Keiner schloß sich aus, nicht einer! Und auch die Damen taten mit.

Alle fühlten sich ausgeschirrt und vom Joche frei. Sie lebten dem Heute. Und dieses Heute war schön.

Nur eine — Grete Wetter — saß abseits und sah dem lustigen Gehaben unbeteiligt zu. Was ging sie das alles an. Dem was außer ihr lag, war sie gestorben.

Zu ihr setzte sich Sohr.

Sie ließ sofort den Korbsessel eine Drehung machen, so daß sie den Gästen den Rücken zukehrte. Mochten sie denken, was sie wollten. Nur ihre Tränen, die sollten sie nicht sehen.

„Von allen zu bemerken und doch allein, genügt Ihnen das, Frau Wetter?“ fragte Sohr.

Sie machte eine müde Bewegung und sah den Mann, den sie so sehr liebte lange schweigend an. Sie bemerkte ihren Ring an seinem Finger. Eine heiße Blutwelle färbte ihr Gesicht purpurn. „Das ist Treue“ dachte sie, „wenn auch nur Freundestreue — aber doch Treue!“ und bereute nicht, was sie getan.

Endlich brach sie das Schweigen.

Sie sprach langsam und schwer:

„Ihre Rede hat mich zu einem Entschluß kommen lassen. Ich hätte gern einige Worte mit Ihnen darüber gesprochen.“

„Wenn ich Ihnen dienen kann, Frau Wetter, bitte! Sie wissen, daß ich es gern tue, vorausgesetzt, daß es nur irgend möglich ist.“

Wie lange hatte sie seine Nähe entbehren müssen, seine Stimme nicht gehört! Ihr war, als ob seine Worte von ganz weit herkämen. Aus einer besseren Zeit zu ihr herüberklängen.

Sie beugte sich vor und sah an ihm vorbei, als sie weitersprach:

„Wie es bei mir zu Hause aussieht, ist allgemein bekannt. Man begegnet mir auch überall entsprechend. Ich muß es hinnehmen von all' denen, deren Füße auf geraden Wegen schreiten. Ihre Worte von vorhin klingen mir in den Ohren: Eine Frau kann mehr erhalten, als ein Mann zu verdienen vermag. Bisher habe ich es vermocht. Es ist mir nicht mehr möglich. Wie ich mich auch mühe, der Besitz zerrinnt unter meinen Händen. Die Schulden sind nicht mehr tragbar. Es ist vorbei.“

Sie mußte eine Pause machen. Die Erregung drohte sie zu übermannen. Niederkämpfen mußte sie, was an Bitternis und qualvollem Erinnern in ihr übermächtig zu werden drohte.

Sohr störte sie nicht. Er tröstete auch nicht. Er saß ganz still in seinem Sessel und sah sie an.

Es gibt Augenblicke im Leben, die nur im Schweigen ertragbar sind. Solch einer war gegenwärtig.

Sohr fand, daß sie sich wenig verändert hatte seit früher. Die Augen waren noch ebenso sauber und blank, wie vor einem Jahrzehnt. Wie damals blickten sie auch heute noch. Gerade und frei! Das Gesicht war glatt und rund, aber um den Mund lagen zwei feine, scharfe Fältchen, die das Leben dort eingemeißelt hatte. Wenn dieser Mund lächelte, war es, als ob die Sonne durch Wolken scheine. Es war ein herber Mund, dieser so selten geküßte!

Grete richtete sich auf.

„Ich trage Ihnen meinen Besitz an. Wollen Sie ihn erwerben?“

Das kam so unerwartet, daß Sohr im Augenblick keine Worte fand.

„Ich falle mit der Tür ins Haus“, sagte sie. „Warum aber Umschweife, wo alles so offensichtlich ist. Ich mache Ihnen das Angebot, weil es sich um mein Eigentum handelt. Es sind viele Tränen darauf gefallen.“

Sohr hatte sich wieder in der Gewalt.

„Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen, Frau Wetter“, sagte er. „Aus mehreren Gründen aber werde ich wohl ablehnen müssen“

„Darf ich diese Gründe wissen?“

„Kommen Sie“, bat er. „Lassen Sie uns ein Stück durch den Park gehen. Die Herrschaften, die sich hier vergnügen sollen, wollen wir nicht beunruhigen. Sie kennen ja Finkenschlag und Steinau noch von früher her.“

Grete war einverstanden. Sie gingen die Kieswege entlang. Ein Weilchen stumm und in sich gekehrt.

Dann fragte Grete:

„Es wird Ihnen wohl schwer, mir zu antworten?“

„In gewisser Beziehung schon“, gab er zu. „Ich überlegte eben. Weh tun möchte ich Ihnen nicht.“

„Nehmen Sie keine Rücksicht auf meine Empfindungen. Reden Sie frei und offen. Mit einer Grete Wetter macht man nicht viel Aufhebens.“

„Warum so bitter, Frau Wetter! — Habe ich es Ihnen gegenüber je schon an schuldiger Achtung fehlen lassen? Glauben Sie, daß ich je vergessne könnte, was einst zwischen uns war?“

„Dann sprechen Sie erst recht ohne Bedenken“, forderte sie, und in ihrer Stimme schwang ein warmer Ton. Seine Worte taten ihr wohl.

Sohr gab sich einen Ruck. Sie verlangte seine Gründe zu wissen, er war bereit. Und wenn sie alle Hoffnungen zerschlugen!

„Erstens“, sagte er, „müßte Ihr Gatte seine Einwilligung zum Verkaufe geben, auch wenn der Besitz Ihnen gehört. Das wird er kaum tun. Zweitens verfüge ich nicht — oder besser gesagt: noch nicht — über das Kapital, um den Besitz erwerben zu können. Und drittens ist dieser Besitz bis an die Grenze des Wertes belastet.“

Grete blieb stehen. Es war, als ob sie nachdenke.

Plötzlich fragte sie:

„Was raten Sie mir?“

„Gehen lassen die Dinge, wie sie gehen, falls keine Aussicht besteht, sie wenden zu können. — Wenn nicht Ihr Herr Vater —“

„Hören Sie auf!“ unterbrach sie ihn. „Mein Vater? Nein! Ihm noch das letzte bare Geld entziehen? Nie! — Er soll nicht betteln gehen müssen. Er nicht, der mir den Wunsch, in Ihre Nähe zu kommen, erfüllte. Das soll der andere müssen, der sich mein Mann nennt.“ — Schallend lachte sie auf. „Mein Mann! — O Gott!“

„Frau Wetter!“

„Was wissen Sie von meiner Ehe?! An einen Säufer gebunden sein! Wer ermißt das Grauen und den Ekel! Ich kann diesen Mann nicht mehr ertragen. Ich — kann — kann — es — nicht — mehr!“

„Um Gottes willen! So schlimm —?“

„Noch schlimmer!“ stieß sie hervor. „Und ich bin mitschuldig an diesem Elend. — Ich konnte ihm keine Gattin sein. Er wußte das von Anfang an. Und doch, wenn er ein Mann gewesen wäre, hätte er mich zur Achtung gezwungen. Das ist einem Manne nicht schwer. Und was aus Achtung geworden wäre, wer weiß! Er konnte es nicht. Er ließ sich fallen und fiel. In bodenlose Abgründe!“

Die letzten Worte waren wie ein Seufzer. Sie war am Ende ihrer Kraft. Sohr mußte sie stützen.

Er führte sie zu einer Bank. Dort setzten sie sich.

Sie verharrten in Schweigen. Lange! Es war Grabesstille um sie.

Ein Fink schlug: „Lieb — lieb — lieb — hab' ich dich'“, und Grete weinte plötzlich, weinte haltlos, immerzu.

Sohr nahm ihre Hand. Tröstend, begütigend!

Sie zuckte zusammen. Zitterte. Entzog sie ihm.

„Was ist Ihnen?“ fragte er.

Da sah sie ihn an mit einem Blick so voller Liebe, so voller Schmerz, daß ihm dieser Blick in der Seele brannte.

Und er wußte, was ihr war.

„Sie sollen nicht schuldig werden“, sagte sie. „So sehr ich mich zwinge, ich bin nur ein Weib. Ich lebe zwölf Jahre mit Ihrem Bild im Herzen. Nur meine Liebe zu Ihnen ließ mich leben. Und jetzt sitzen Sie mir zur Seite. — Nun wissen Sie, was mir ist.“

Sie stand auf, hatte sich wiedergefunden. Gerade und straff stand sie vor ihm.

„Wir wollen zurückgehen“, bat sie und schritt davon.

Er ging neben ihr her.

Sie schwiegen beide.

Vom Festplatz klang Musik herüber. Schatten des Unmutes huschten über ihr Gesicht. Sie verhielt den Schritt. Blieb stehen.

„Sagen Sie kurz, was soll ich tun?“ fragte sie. „Ich möchte nicht zu den Fröhlichen.“

„Mir vertrauen“, antwortete er.

„Das tat ich immer. Das werde ich immer tun. — Und sonst?“

„Immer wieder vertrauen, Frau Wetter. Nur kurze Zeit Geduld! Ich gebe Ihnen Nachricht.“

„Bitte, nach Berlin. Ich fahre noch heute zu meinem Vater. Für immer.“

Noch einen Händedruck. Noch einen Blick. Dann ging sie dem Ausgang zu.

Und Sohr sah ihr lange nach.

9.

Sohr hatte zum Rennen in Leipzig gemeldet. Er hätte es näher haben können. Hoppegarten und Karlshorst lagen vor seiner Tür. Für Leipzig hatte er sich der Bahn wegen entschieden

Nicht jedes Pferd ist für jeden Boden gut. Der Leipziger sagte seinem „Ajax“ besonders zu. Auch die Distanz, die dort geritten wurde, war die richtige. Und die Gegner waren es auch.

Beim Trainer Neumann stand der Gaul in Futter und Bewegung. Dem Boy Friedel Knix war er zur Betreuung übergeben worden.

Das war am Donnerstag gewesen. Am Sonntag sollte das Rennen sein.

Sohr hatte sich den kleinen Friedel Knix vorgenommen und ihm seine Weisung gegeben:

Friedel Knix hatte ein sehr verschmitztes Gesicht gemacht und die Nase witternd in die Luft gehoben.

„Ich rieche Sieg,“ hatte er gesagt und ein gutes Trinkgeld gemeint.

Sohr hatte dafür Verständnis gehabt. Er hatte ihn reichlich beschenkt. Noch im Weggehen hatte er gefragt:

„Sie sind im Bilde?“ und Friedel Knix hatte geantwortet:

„Auf das Genaueste! Ich wiederhole: „Ajax“ nur bewegen, nicht mit ihm galoppieren. Nicht auf die Sandbahn mit ihm. Jeden Morgen die Rennstrecke abtraben lassen. — In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag Fesseln mit Fluid massieren, weich bandagieren und ohne Decke schlafen lassen. — Alles?“

„Jawohl, mein Sohn, das ist alles. Wenn Sie es peinlich befolgen, ist es genug.“ — Dabei hatte Sohr das Zigarettenetui gezogen und Friedel Knix hatte sich bedient.

Dann hatte er den Finkenschlager zum Ausgang begleitet.

Dort hatte Sohr gefragt:

„A propos, Mister Knix,“ — der Mister hatte dem Kleinen aus Stötteritz bei Leipzig wohlgetan — „kennen Sie die anderen Gäule, die mit „Ajax“ im Felde sind?“

Da hatte Friedel Knix genickt, hatte sich die Zigarette entzündet, sich an den Zaun gelehnt, war auf einem Bein gestanden, das andere hatte er übergeschlagen auf die Fußspitze gestellt, was furchtbar wichtig aussah und hatte noch einmal genickt.

„Na und?“ hatte Sohr gefragt.

Gönnerhaft hatte der Knirps erwidert:

„„Ajax“ muß zuviel in den Sattel nehmen. Mit vierundsiebzig Kilo über die lange Bahn, is' nich'! Ausgeschlossen! Kann er nich'! Vielleicht Platz! Vielleicht?! Sie sollten ihn von Bradsky reiten lassen, der hat das richtige Gewicht.“

„Ach nee?! — Sind ja ein fabelhafter Kenner.“

„Sagt mir Mister Neumann jeden Tag. — Ich habe die Nase, Herr Sohr, die richtige Nase.“

„Deshalb rochen Sie vorhin Sieg!“

Der Kleine hatte abwehrend die Hände gehoben.

„Das Rennen geht nicht tot aus. Also — —!“

Und Sohr hatte schallend gelacht.

Das hatte den Kleinen verdrossen.

„Sie werden sehen, daß ich richtig gerochen habe. „Clou“ aus dem Stalle Drebkow! Nur der! Alle anderen: Ferner liefen! Kommen gar nicht in Betracht.“

„In diesem Sinne: Wiedersehen, Mister Knix,“ hatte Sohr gesagt und war weggegangen.

*

Und heute war Sonntag! Renntag! Heute wollte Sohr Geld machen. Unter allen Umständen!

Und von den vielen tausend Besuchern, die den grünen Rasen am Scheibenholz umstanden, wollten es nicht wenige.

Einen solchen Besuch hatte der Rennverein selten gehabt. Die Tribünen waren bis auf den letzten Sitz besetzt, auf dem Sattelplatz kribbelten die Menschen durcheinander, wie die Ameisen und auf dem Damm — er kommt dem Topp im Theater gleich — konnte im wahren Sinne des Wortes kein Apfel zur Erde.

Neben dem Rennverein waren es die Bierbudiker, Würstchenmänner und Programmverkäufer, die glänzende und sichere Geschäfte machten. Sie wußten, was sie hatten und waren die einzigen, die es wußten.

Mit Sohr waren die beiden Studenten Claus und Heinz, der alte Liebetrau und Sophi von Berlin herübergekommen.

Die drei Männer saßen Tribüne.

Sophi wich nicht von Sohrs Seite. Sie hatte Sattelplatz genommen, um bei ihm sein zu können. Sie plapperte ununterbrochen. Ihr Mund stand nicht still.

Fesch war sie angezogen. Ganz in Weiß. Dazu ein Gesicht, das die Abendsonne überhaupt zu haben schien.

Sie wirkte! Ebenso wie Sohr. Nur anders.

Sie glich dem strahlenden Tag. Er wirkte düster und ernst.

Sein Treß war schwarz, dazu trug er rote Schärpe und weiße Mütze. So hätte er zur Not auch zum Begräbnis

gehen können. Nur die lachenden, jungen Augen, die unter dem Mützenrand hervor über die Menschen leuchteten, hätten dahin nicht gepaßt.

Am Totalisatorgebäude begrüßte ihn ein Herr der Rennleitung. Sehr eilig, nur auf den Husch. Er tat es aber doch freundlich und verbindlich, eben so, wie man lange nicht gesehene gute Bekannte begrüßt.

„Fräulein Töchterchen?“ fragte er, sich vor Sophi verneigend.

„Nein, Herr de Liagre. Fräulein Sophi Liebetrau aus Niederneidberg,“ stellte Sohr vor. „Wird aber hoffentlich mal mein Töchterchen.“

„Ah — gratuliere, Herr Sohr! Gratuliere gehorsamst, meine Gnädigste! War mir eine Ehre! Bitte mich empfehlen zu dürfen. Eilig! Alle Hände voll zu tun!“

Weg war er.

Sophi stand mit rotem Kopf und gesenktem Blick.

„Aber Herr Sohr — —“, flüsterte sie. „Wie konnten Sie nur — —“

„Was denn, kleines Fräulein? Wär' denn das etwas so Schlimmes, wenn Sie mein Töchterchen würden? Glauben Sie nicht, daß sich der alte Sohr wie ein Schneekönig freuen würde?“

„Ach Sie!“, sagte Sophi und hakte sich bei ihm ein. „Sie scherzen ja. Im stillen denken Sie: Das dumme Göhr.“

„Natürlich denke ich das,“ gab Sohr lachend zu und scherzte wirklich: „So'n Schwiegervater wie mich — suchen Sie sich den mal. Den finden Sie auf zwei Kilometer Umkreis von Niederneidberg nicht. Zwei Kilometer! Sophi, diese Entfernung!“

Befangen und leise antwortete sie:

„Den fänd' ich nicht in der ganzen weiten Welt. Es ist nur e i n Sohr!“

„Na also! Darüber reden wir dann noch mal,“ sagte er und küßte ihr die Hand. „Jetzt muß ich in den Ring. Die Pferde werden aufgerufen. Von da zur Wage und dann geht's los: Haija hussa! Was haste, was kannste!“

„Ich halte den Daumen.“

„Recht so, mein Liebes! — Und wo muß ich meine Augen hinwenden nach errungenem Siege, um Sie zu sehen?“

„Glauben Sie so fest an den Sieg?“

„Nur wer glaubt, siegt! — Wenn nichts passiert, ist „Ajax“ Triumphator.“

„Dann stehe ich einige zwanzig Meter hinter dem Ziel.“

„Schön! Auf Wiedersehen, Sophilein.“

„Hals- und Beinbruch, Herr Sohr.“

Er winkte zurück und war dann im Menschenknäuel verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweden vor Thorn.

Ein mißlungener Handstreich auf die Feste Thorn vor 300 Jahren.

Von dem unheilvollen Glaubenskrieg, der in den deutschen Landen schon fast ein Jahrzehnt wütete und sie später nach einem Menschenalter fast ganz in Schutt und Trümmer legte, war das Weichselland verschont geblieben. Doch ließen die schwedisch-polnischen Wirren, die, seitdem das schwedische Königsgeschlecht der Wasa den polnischen Thron bestiegen hatte, entstanden waren, die Kriegsgefahr auch für diese Gegend immer drohender werden, besonders seitdem 1623 Gustav Adolf auf der Reede vor D a n z i g erschien und seine Absichten auf Preußen deutlich zeigte und seitdem sein Feldmarschall W r a n g e l das Ermland im Siegeszuge erobert hatte und sich nun nach Süden auf T h o r n zu wandte. Als er Thorn ebenso wie Danzig die Neutralität anbot, lehnte sie der Thorner Rat ohne Besinnen ab. Mit großer Besorgnis wurde man aber erfüllt, als man hörte, daß Gustav Adolf im August 1628 bei Graudenz an der Ossa sein Lager bezogen hatte. Nun traf man auch in Thorn um so eifriger die bis dahin nur lässig ausgeführten Maßnahmen, um die Stadt in den rechten Verteidigungszustand zu setzen.

Da man einen Angriff der Schweden besonders von der Wasserseite befürchtete, richtete man dort Palisaden und Feldschanzen auf, ebenso nach der Neustadt zu zwei festo Bollwerke. Mit dem Bau zweier Bollwerke hatte man auch schon im Westen begonnen, wo man einige Schanzen aufwarf. Doch den sichersten Schutz bildete noch immer die alte Stadtmauer mit ihren vielen Türmen, in der Altstadt waren es im ganzen 26, die miteinander durch einen Laufgang, der sich an der Innenseite der Mauer um die ganze Stadt zog, verbunden waren. Auch die Stadttore, deren es im ganzen neun gab, bildeten solche Türme und waren wie jene mit Schießlöchern versehen, Besonders befestigt waren von diesen das Altthorner Tor, das die Coppernicusstraße an der heutigen Gasanstalt abschloß, und das andere Haupttor, das Culmertor, am Ende der Culmerstraße an der heutigen Vereinsbank. Sie besaßen nach außen hin noch ein Vortor, das mit dem Haupttor durch einen von hohen Mauern umgebenen Gang verbunden war und das seinerseits noch durch ein Rundell (Zwinger) mit einem verschließbaren Tore nach außen hin gesichert war. Auch an der Stadtmauer führte man den Teil zwischen dem Gerechten-Tor und dem Katharinen-Tor, der recht baufällig gewesen war, neu auf. Im übrigen exerzierte man fleißig und hielt gute Nachtwachen. Im ganzen konnten aus der Bürgerschaft einschl. der besonderen Stadtmiliz, die von der Stadt besoldet wurde und einem Stadtoberst unterstellt war, 4000 Mann unter Waffen treten. Von diesen Vorkehrungen wurde noch dem Landtage der preußischen Stände, der Michaelis 1628 zu Thorn tagte, Bericht erstattet. So ging man in den Winter hinein mit dem Gefühl, vorläufig wieder der Gefahr entgangen zu sein, und in der Hoffnung, daß der Reichstag, der in Warschau tagte, den Ausbruch des Krieges verhindern würde.

So dachte niemand an Kriegsgefahr an jenem Freitag, dem 16. Februar 1629, als große Menschenscharen zum Galgenberg hinströmten, um einer Hinrichtung beizuwohnen; es sollen nach einer Handschrift, die im Stadtarchiv aufbewahrt wird, etwa 2000 Personen gewesen sein. Als der Scharfrichter den Dieb, — es war ein „szwedzka“, einer von den Schweden, die hin und wieder die Gegend unsicher machten, — gerade auf dem Galgen aufgeknüpft hatte und von seiner Leiter in die Ferne schaute, sah er in der Gegend von Mocker reichliches Kriegsvolk heranrücken. Es war der General W r a n g e l, der im Eilmarsch von Schönsee gekommen war, in der Nacht die Thorner Landgüter R i ch n a u und S i l b e r s d o r f u. a. ausgeplündert hatte und nun die Stadt durch einen Handstreich zu überraschen gedachte. Bei dem Anblick der vielen Menschenmassen, die er für Kriegsvolk hielt, hatte er sein Heer, das aus 8000 Mann auserlesener Truppen, Infanterie und Kavallerie bestand, in Schlachtordnung aufstellen lassen. Voller Bestürzung eilte man in die Stadt zurück und schloß die Tore. Der Schwede forderte die Übergabe der Stadt. Doch dies wurde vom Rat abgelehnt, der in aller Eile die Außenwerke an der Westseite, soweit sie für eine Verteidigung brauchbar waren, hatte besetzen lassen. Sechs alte eiserne Geschütze standen dort den Einwohnern der Vorstadt, die sie mit den 300 neugeworbenen Miliztruppen halten sollten, zur Verfügung. Doch jene flüchteten sich bald über das Eis der Weichsel nach dem Schlosse D y b o w zu, und diese mußten schließlich wegen Mangel an Pulver der Übermacht weichen und zogen sich hinter die Stadtmauer zurück, nachdem sie die Häuser und Schuppen davor in Brand gesteckt hatten, dem auch die Pulvermühle zum Opfer fiel. So wurden wenigstens die Schweden hierdurch verhindert, in die Stadt einzudringen. Sie versuchten nun den Zugang von der Ostseite an der Neustadt, unter dem Schutz der ihnen im Rücken liegenden Katharinenkirche und des dazu gehörigen Hospitals durch das Katharinentor zu erzwingen. Doch auch hier war man auf der Hut. Der Stadtoberst, Friedrick von Rossen, hatte das Tor sorgfältig verbarrikadieren lassen, und drei lederbeladene Nürnberger Frachtwagen mußten sogar dazu herhalten. Vergeblich versuchten die Feinde, es mit einer Petarde (Sprengmörser) zu sprengen, und man beschoß sich, nicht ohne gegenseitigen Schaden an Kirche und Festung anzurichten.

Der Hauptangriff erfolgte mittags um 1 Uhr auf das Culmer Tor. 4000 Mann waren dazu bereitgestellt, in kleinen Trupps bis nach Mocker hin verteilt, ein Teil stand an der Georgenkirche, die in einiger Entfernung vor dem Tore lag, und unter dem Schutz der sie umgebenden Kirchhofsmauer. Ein Stoßtrupp von 300 Mann, dem Kavallerie zur Seite stand, wartete in der Nähe des Tores an der St. Lorenzkirche die Sprengwirkung der Petarde ab. Etwas abseits davon befand sich der General W r a n g e l mit seinen beiden Obersten S t r e i f f und T e u f e l und leitete die Operationen. Hier gelang der Angriff. Schon drängt der finnische Oberst L i l i e n h ö c k mit 30 Schweden in das Rundell ein, schon ist das mittlere Tor gesprengt, sodaß die Schweden einstürmen, da erscheint noch rechtzeitig der Sergeant G ü n t h e r, dem mit einem Korporal und 20 Musketieren die Bewachung der Stelle anvertraut wurde. Als er die Schweden einbrechen sieht, verteilt er an seine Getreuen „Kraut und Lot die Fülle“ und läßt auf sie Feuer geben, außerdem eine große Handgranate auf das mittlere Tor und eine kleinere in das Rundell werfen. Aus Furcht vor der Wirkung dieser Geschosse ziehen sich die Schweden, die von den Verteidigern noch mit Handgranaten beworfen werden, zurück.

Noch einmal wandte sich der Schwede nach Westen, um am Alt-Thorner Tor einen ähnlichen Angriff mit mehr

Glück zu unternehmen. Aber auch hier waren die Thorner auf ihrem Posten, dank der guten Aufführung ihres Bürgermeisters Johann Preußen und des polnischen Obersten Gerhard Doenhof, der nur zwei Stunden vor der Ankunft der Schweden als Abgesandter des polnischen Königs eingetroffen war.

Bis in die Nacht hinein gegen 1 Uhr war der Feind unablässig bemüht, mit Schießen und Stürmen der Stadt habhaft zu werden. Die Brände der Vorstädte erhellten den Himmel, so daß es auf den Gassen der Stadt tageshell war und es schien, als „wenn Tag und Nacht ein ganzer Tag gewesen wären". Die Städter beschossen die Feinde aus ihren Stücken und Doppelhaken, wo sie nur einen sehen konnten, und wagten sogar einen Ausfall nach Norden vor das Culmer Tor, wo sie die Brücke, die über den Wallgraben führte, verbrannten.

Am nächsten Tage forderte der General Wrangel die Stadt noch einmal zur Übergabe auf, nachdem er von der Weichselseite einen Angriff unternommen hatte, wobei mehrere schwedische Offiziere fielen, und verlangte unter Drohungen 100 000 Taler Kriegsentschädigung. Man gab ihm die Antwort, daß man „für diesmal mit nichts anderem als mit Kraut und Lot zu willfahren wüßte", und erneuerte aus der Stadt das Feuer. Wrangel machte nun seine Drohungen wahr, steckte den Rest der Vorstädte, die er vorher noch ausgeplündert hatte, in Brand, ebenfalls Mocker, wo er mit seinen Truppen in Quartier gelegen hatte, und zog am 18. Februar um die Mittagszeit in der Richtung nach Schönsee ab, indem er unterwegs von den städtischen Landgütern Getreide und Vieh mitnahm, und ließ sich trotz seiner Drohungen, im Sommer wiederzukommen, nicht mehr sehen.

Drei Tage des Schreckens und angespanntester Tätigkeit hatte die Bürgerschaft von Freitag bis Sonntag durchlebt, aber voller Stolz konnte sie sich rühmen, mit eigner Hilfe feindlicher Übermacht getrotzt zu haben. Der polnische König Sigismund III., an den man gleich am ersten Tage die Botschaft von dem Überfall geschickt hatte, erkannte ihre Treue und ihren Opfermut an und erließ den Bürgern die weitere Zahlung von Kriegssteuern, versprach ihnen auch noch andere Vergünstigungen, die aber weniger erfüllt wurden. Als der Jahrestag des glücklichen Sieges wiederkehrte, beschloß man „in allen drei Ordnungen" der Stadt, diesen Tag „zu allen Zeiten" feierlich zu begehen. Zur Erinnerung prägte man eine Denkmünze in Gold und Silber, deren Vorderseite das Thorner Wappen von Wolken bedeckt zeigte mit der Unterschrift: Thorunia hostiliter oppugnata et dei auxilio fortiter a civibus defensa die XVI. Febr. anno MDCXXIX. (Thorn wurde feindlich belagert, aber mit Gottes Hilfe von den Bürgern verteidigt am 16. 2. 1629.) Auf der Rückseite war die Stadt Thorn in Flammen dargestellt, auf die die strahlende Sonne gnädig herniederschaute. Sie trug die Inschrift: Fides et constantia per ignem probata (durch Feuer bewährte Treue und Standhaftigkeit.)

Diese Brandtaler, von denen sich noch einige Exemplare in unserm Städtischen Museum befinden, waren der Anlaß, daß die Stadt Thorn nun wieder unter ihrem Münzmeister Hans Lippe in ihrer eigenen Münzstätte, die 100 Jahre geruht hatte, in der Folgezeit wieder gutes preußisches Thorner Geld schlagen durfte.

Paul Brien.

Bunte Chronik

* **Die Trauung im Gerichtssaal.** Arthur Erickson aus Sacramento (Kalifornien) hatte Pech. Weil er sich bald mit Billie Martin, der Auserwählten seines Herzen, verheiraten wollte und noch einiges an der Aussteuer fehlte, stahl er eine Anzahl Rundfunkempfänger mit der Absicht, sie zu Geld zu machen. Leider wurde er dabei erwischt und eingesperrt. Billies Liebe ließ trotz allem nicht im geringsten nach. Im Gegenteil. Sie wollte ihrem Arthur auch im Unglück treu bleiben und ihn heiraten. Die Justizbehörden zeigten leider wenig Verständnis für Miß Martins Herzenswunsch und gewährten dem Gefangenen nicht den nötigen Heiratsurlaub. Eines Tages stand Ericksons Straffache zu Verhandlung vor dem Polizeigericht. Als der Gefangene aus dem Arrest vorgeführt wurde, war seine Braut im Saal anwesend. Der Richter entschied, daß er für den Fall nicht zuständig war, und wollte Erickson an die höhere Instanz verweisen. Da stand Miß Martin auf und sagte: „Wir beiden wollen uns heiraten. Jetzt ist die einzige Gelegenheit dazu. Bitte, Herr Richter, vollziehen Sie sofort die Trauung!" Dabei wies sie die erforderlichen Papiere und die behördliche Heiratslizenz vor. Der Richter hatte volles Verständnis für die Nöte des Paares und traute es. Die Schutzleute, die den Gefangenen vorgeführt hatten, dienten bei der Zeremonie als Zeugen. Wenige Minuten danach stand der Angeklagte vor der höheren Instanz. Fünf Viertelstunden nachdem er die Strafanstalt verlassen hatte, um vorgeführt zu werden, und dreißig Minuten nach seiner Trauung schlossen sich die Pforten des Gefängnisses für fünfzehn Jahre hinter ihm.

*

* **Unheimliche Fracht.** Kürzlich verließen zwei amerikanische Dampfer den Hafen von Portland (Oregon) mit einer unheimlichen, für Hongkong bestimmten Fracht. An Bord befanden sich je 700 Särge mit den Überresten chinesischer Auswanderer, die in den Jahren von 1906 bis 1928 in Oregon gestorben waren. Bisher hatten die Behörden der Heimkehr der Toten die Genehmigung versagt. Diese ist nun endlich doch erteilt worden, und die in Oregon lebenden Chinesen beeilten sich, die Reste ihrer verstorbenen Landsleute ins Vaterland zu senden. Von Hongkong aus sollen die Särge den Geburtsorten jedes einzelnen zugeführt werden. Nach chinesischen Glauben kann nur die heimische Erde den Toten den ewigen Frieden geben.

*

* **Alte Münzen auf dem Meeresgrund.** In letzter Zeit ist oft versucht worde,n Schätze, die seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten auf dem Meeresboden ruhen, zu heben, doch fast nie sind derartige Unternehmen von Erfolg gekrönt worden. Dagegen haben die Bemühungen, einen vor wenigen Monaten auf dem Grund des Hafens von Ancona (Mittelitalien) entdeckten Goldschatz zu bergen, zu einem unerwartet guten Ergebnis geführt. Dieser Tage wurden nämlich 6500 Goldmünzen im Gesamtgewicht von 47 Pfund an die Oberfläche gebracht. Es handelt sich um rund 500 verschiedene Münzsorten aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Die Goldstücke stammten aus den Münzstätten der österreichischen Herzogtümer, der Republik Venedig, der Hansestädte und der Kurpfalz. Bei welcher Gelegenheit dieser Schatz versenkt wurde, ist noch unbekannt.

*

* **Gefrierschildkrötenbraten gefällig?** Das Gefrierfleisch, mit dem Argentinien udn andere Länder Europa beliefern, galt bisher nie als eine besondere Delikatesse; es wurde vielmehr von jedem Feinschmecker verpönt. Und doch gibt es eine einzige Sorte von Gefrierfleisch, die im Preise jeden frischen Braten übertrumpft und von den englischen Leckermäulern geradezu bevorzugt wird: die Gefrierschildkröte. In England genießen viele Leute gern nicht nur eine klare Schildkrötenbrühe, sondern auch das Fleisch der Seeschildkröten. Für diesen Zweck kommen aber nur ganz große, in Australien beheimatete Tiere in Frage; sie werden neuerdings im Gefrierzustand exportiert. Etwa zweihundert Stück kommen in London manatlich zu phantastischen Preisen zum Verkauf. Das dürfte die neueste Sensation auf gastronomischem Gebiete sein!

Blütenlese aus Kinoprogramms.

Moritz geht baden — Freitag zum ersten Male.
Sklavenketten — sehr fesselnd.
Sie ist ihm untreu — Dienstag und Freitag zu ermäßigten Preisen.
Die Hosen des Herrn von Bredow — sehr spannend.
Das Hemd der Gräfin Krachwitz — auf vielseitigen Wunsch verlängert.
Max verwichst seine Alte — mit Orchesterbegleitung.
Ihr Treubruch — zum 25. Male
Glücklich verheiratet — nur noch bis Donnerstag.
Der Mann muß hinaus — täglich viermal.
Marys neue Schuhe — mit Einlage
Billi, der Trunkenbold — berauschend.
Im Zuchthaus — Montag geschlossene Gesellschaft.

Paul Liske.



Lustige Rundschau



* **Ausweg.** Wäschefabrikant: „Ihren Sohn kann ich absolut nicht gebrauchen! Der Mensch ist ja fürchterlich schläfrig! Was soll ich bloß mit dem Jungen anfangen?" — Vater des Lehrlings: „Na, beschäftigen Sie ihn doch einfach in der Abteilung für Nachthemden!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.